



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

M.: Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Nein, es war nicht möglich. Wir hatten nämlich damals keine Lehrer und mußten dilatorisch verhandeln.

Sa aber, verzeihen Sie mir, Herr Geheimrat, wenn man nun gesagt hätte: Wir haben jetzt Mangel an Lehrern, schiebt euern Bau auf.

Der Herr Geheimrat nahm eine majestätische Miene an und sagte: Die königliche Regierung hat nie Mangel, sie hat nie Unrecht, sie nimmt von sich aus nie eine Verfügung zurück. Merken Sie sich das, Herr von Brausewitz.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Partikularismus und Eisenbahnverstaatlichung. In Bayern hat man seit Jahren damit gerechnet, daß die pfälzischen Eisenbahnen, die Aktiengesellschaft sind, und für die der bayrische Staat bis zum Jahre 1905 Zinsgarantie leistet, in diesem Jahre verstaatlicht würden. Die bevorstehende Errichtung eines Verkehrsministeriums wurde zum Teil mit dieser Maßnahme begründet. Nun erschien vor einigen Wochen eine offizielle Rundgebung, daß aus technischen und vor allem aus finanziellen Gründen von der Verstaatlichung abgesehen werde. Diese Nachricht erregte namentlich in der Pfalz unliebsames Aufsehen und gab der Strömung in der Pfalz, die die pfälzischen Bahnen an die preußischen Eisenbahnen angliedern will, neue Nahrung. Daraufhin wurde abgewiegelt und betont, daß die Verstaatlichung nur aufgeschoben sei, zugleich aber wurde bemerkt, daß an eine Aufgabe der Selbständigkeit der bayrischen Staatsbahnen niemand denke. Diese für die Kenner bayrischer Verhältnisse eigentlich selbstverständliche Bemerkung wurde von der klerikalen Presse, die in Bayern die Pflege des Partikularismus in Erbpacht hat, mit hellem Jubel aufgenommen. Es ist das auch begreiflich, denn die Partei bestreitet in Bayern zum Teil ihre Agitationskosten aus der stetigen Verwertung des Partikularismus, und sie zählt zu ihren größten Regiemitteln das Vorschüben der steten Besorgnis, Preußen werde in die Sonderrechte der Einzelstaaten übergreifen. Dadurch wird auch der Stimmenzuwachs erklärlich, den die klerikale Partei bei den letzten Reichstagswahlen in Bayern erzielt hat. Wir erachten aber dieses ewige Verwerten des Partikularismus, der übrigens auch hier und da noch kajoliert wird, nicht für eine Gefahr, wohl aber für ein Übel, das im Interesse des Reichs füglich entbehrt werden könnte. Und gerade auf dem Gebiete des Post- und Verkehrswesens ist dieser Partikularismus zu allererst zu entbehren, zumal da seine Pflege hier auch noch recht kostspielig ist. Die reservatrechtliche Stellung Bayerns auf dem Gebiete des Verkehrswesens ist bekannt. Sie dauert auch noch auf dem Gebiete des Postwesens fort, und jeder, der einmal aus andern deutschen Bundesstaaten Marken der Reichspost gesandt erhalten hat, kann ein Lied davon singen. Obwohl Württemberg mit der Aufgabe seines Markenreservats, wie die letzten württembergischen Kammerverhandlungen erwiesen haben, ein gutes Geschäft gemacht hat, ist an die Einführung der Marken der Reichspost in Bayern gar nicht zu denken. Nun haben die süddeutschen Staaten gleich Sachsen — Hessen ist ja der preußischen Eisenbahngemeinschaft beigetreten — ihre eignen Bahnverwaltungen. Solche selbständige Bahnverwaltungen sind mindestens nicht billig, und von den zehn bayrischen Betriebsdirektionen könnte die Hälfte jetzt schon gespart werden. Auch sind die Betriebsergebnisse der süddeutschen Bahnverwaltungen finanziell zurückgegangen, und die Stimmen aus dem württembergischen Landtage, die zu derselben Zeit, wo der bayrische Ministerpräsident in Stuttgart seinen Antrittsbesuch machte, nach Bayern herüberklangen und sich über die Umleitungen beklagten, waren nicht von übermäßiger Freundlichkeit. Es ist auch, ohne der Zukunft vorzugreifen, höchst wahrscheinlich, daß Württemberg von den süddeutschen Staaten zuerst den Anschluß an die preußische Eisenbahngemeinschaft suchen wird. In einem solchen engern oder weitern Zusammenschluß, der jede Konkurrenz

ausschließt und eine gemeinsame Verrechnung der Betriebskosten ermöglicht, liegt auch die Zukunft unsers deutschen Eisenbahnwesens, da auf dem Gebiete des Verkehrs die Schaffung großer Bezirke und die Zunahme der Zentralisation immer notwendiger werden und kleine Verkehrsbezirke immer schwerer um ihre Lebensberechtigung zu kämpfen haben. Und darum interessiert die Verstaatlichung der pfälzischen Bahnen auch über die Grenzpfähle Bayerns hinaus. Ein Sorgenkind wirtschaftlicher, finanzieller und tarifpolitischer Art werden diese Bahnen für Bayern immer sein. Getrennt von dem rechtsrheinischen Bayern und umschlossen von den Bahnen anderer Eisenbahnverwaltungen werden sie immer auf den Kontakt mit diesen Bahnverwaltungen angewiesen sein, wenn sie nicht der Gefahr von Umleitungen ausgesetzt sein wollen. Wir meinen aber, wenn wir diese innerbayerische Frage noch einmal streifen, daß Bayern bei der ständigen Betonung seiner Reservatrechte auf dem Gebiete des Verkehrs wesens dringende Veranlassung hätte, die Verstaatlichung der pfälzischen Eisenbahnen baldigst in Angriff zu nehmen. Hiergegen scheint aber die Finanzlage, die in Bayern alles andre als rosig ist, ein gewichtiges Wort zu sprechen.

Das Neueste von Eduard von Hartmann über den Darwinismus. Als besonderes Heft hat Eduard von Hartmann seine in Ostwalds Annalen der Naturphilosophie veröffentlichte Abhandlung: Die Abstammungslehre seit Darwin (Leipzig, Veit & Komp.) herausgegeben. Sie ist eine musterhaft klare und kurze, völlig objektive Darstellung der Lehren aller deutschen Zoologen, Botaniker, Biologen und Paläontologen, die sich in den letzten dreißig Jahren um die Fortbildung der Deszendenztheorie und um die Kritik des Darwinismus verdient gemacht haben. Wir drucken zwei Stellen ab, in denen die Leser eine Bestätigung vieler unsrer eignen Ausführungen finden werden. Die erste enthält eine Charakteristik Häckels. „Seine Verdienste sind groß genug, daß wir seine wissenschaftlichen und menschlichen Schwächen ertragen können. Daß er Spinoza und Kant, Goethe und Schelling nicht richtig auffaßte, die christliche Dogmatik mit unzulänglichem Verständnis kritisierte, darüber wäre man schweigend hinweggegangen, wenn sich nicht zu viele auf ihn als Autorität verlassen hätten. Sein Hauptmangel ist, daß er die Naturphilosophie mit der Naturwissenschaft identifizieren und die zweite zur ersten aufbauen will, anstatt beide deutlich zu unterscheiden. Daher stammt einerseits seine antiteleologische, mechanistische Weltanschauung und andererseits sein Unvermögen, das Tatsächliche vom Hypothetischen zu unterscheiden. Die Unzuverlässigkeit seiner selbstgefertigten Zeichnungen, die Vermischung von Beobachtung und Phantasie darin, hat von den Fachgenossen herben Tadel erfahren, um so herber, als die Abweichungen der Phantasie von der Wirklichkeit immer nach der Seite der zu beweisenden Behauptung hin lagen. Er hat Dinge abgebildet, die bis heute noch kein Naturforscher unter das Mikroskop bekommen hat, zum Beispiel menschliche Embryonen aus den ersten zwei Wochen. Mehr noch durch die Art, wie Hückel auf solche Vorwürfe reagiert hat, als durch die Sache selbst, hat er seinen Kredit als exakter Beobachter und Forscher beeinträchtigt, ohne seinen Kredit als Naturphilosoph zu erhöhen. In seinen wissenschaftlichen Arbeiten gesteht er theoretisch das Hypothetische seiner Auffassungen ein, im Text seiner populären Schriften behandelt er praktisch seine Hypothesen als sichere Ergebnisse der exakten Wissenschaft, wo nicht gar als »historische Tatsachen«, und wirkt dadurch irreführend auf den Laien.“ Der Schluß von Hartmanns Abhandlung lautet: „Es ist der gewöhnliche Lauf der Dinge, daß jemand, der mit seinen Ansichten gegen die Zeitströmung schwimmt, verhältnismäßig unbeachtet bleibt und keinen Einfluß auf die Ansichten der Zeitgenossen gewinnt, und niemand darf sich beklagen, der diese alte Erfahrung an sich selbst wiederholt findet. Dagegen ist es ein ganz außergewöhnlicher Glücksfall, wenn jemand eine solche Umwandlung der Zeitströmung erlebt, daß die von ihm in seiner Jugend erfolglos verfolgten Ansichten ein Menschenalter später zur

Herrschaft gelangen. Wem ein so seltenes Glück widerfahren ist, der hat wohl Grund, sich dessen zu freuen, unbekümmert darum, ob sein einstiges Wirken für die nunmehr zum Siege gelangten Gedanken inzwischen der Vergessenheit anheimgefallen ist. [Wir haben in den Grenzböten an dieses Verdienst des Philosophen sehr oft erinnert.] Denn wem es Ernst ist mit der Sache, für den sind Personenfragen gleichgiltig. Die biologischen Wissenschaften beurteilen jetzt den Darwinismus so, wie ich ihn vor einem Menschenalter beurteilt habe. Daß aber die zweckmäßigen Ergebnisse im Organismus nur aus zweckmäßig wirkenden Kräften entspringen [können], diese andre Seite und Hauptsache in meiner Naturphilosophie des Organischen ist noch weit davon entfernt, allgemeinere Anerkennung in den Kreisen der Biologen zu finden. Wenn ich auch nicht am Siege des neu aufstrebenden Vitalismus in den biologischen Wissenschaften zweifle, so habe ich doch keine Aussicht mehr, ihn auch noch zu erleben.“ Warum sich die Naturwissenschaftler so sträuben gegen die Anerkennung der jedem nicht Stockblinden deutlich sichtbaren Teleologie in der Natur, das wissen wir ja alle, und niemand weiß es besser, als die Herren selbst.

Vom „Roten Kreuz“ im Altertum. Über die Ausgrabungen auf der Insel Kos und die für das Altertum wie für die Geschichte des Johanniterordens gleichmäßig interessanten Resultate, die der Tübinger Archäologe R. Herzog dort zutage gefördert hat, haben die Tageszeitungen, die in unserm Zeitalter eine merkwürdige, von uns wahrlich nicht getadelte Vorliebe für „Archäologisches“ haben, berichtet. Jetzt gibt das kürzlich erschienene Deutsche Archäologische Jahrbuch in seinem „Anzeiger“ den „Vorläufigen Bericht über die archäologische Expedition auf der Insel Kos im Jahre 1902,“ aus dem wir eine an der Freitreppe, die zu dem Asklepieion führt, von Herzog gefundene Inschrift zur näheren Betrachtung herausnehmen; sie veranlaßt uns von einem „roten Kreuz“ im Altertum zu sprechen. Wie heutzutage Ärzte auch aus solchen Nationen, die bei einem Kriege nicht direkt beteiligt sind, sich irgend einer der kriegführenden Nationen anschließen, um Verwundeten und Kranken ohne Unterschied, welchem Lager sie angehören, zu helfen, so läßt sich ein ähnliches Verhältnis für das Altertum aus einem Briefe der Knosier auf Kreta herauslesen, der uns in der erwähnten Inschrift erhalten ist. Der Brief, den man auf einer in zwei Stücke gebrochenen Stele von weißem Marmor in kretischem Dialekt lesen kann, stammt aus der Zeit der kretischen Wirren von 221 bis 219 vor Christo. Es geht daraus hervor: Die Gortynier auf Kreta hatten sich von dem kaischen Staat einen Arzt erbeten; denn Kos war ein Zentralpunkt medizinischer Kunst und Wissenschaft. Die Kreten hatten ihrer Bitte bereitwilligst entsprochen und ihnen den in der Geschichte der Medizin sonst nicht bekannten Hermias als Arzt abkommandiert. Nun war es in Gortyn, der durch ihre berühmte Verfassungs- und Gesetzgebungsinnschrift bekannten Stadt, zu einem Bürgerkriege zwischen den Alten und den Jungen gekommen. Die Alten riefen ihre Bundesgenossen, die Knosier, herbei, die auch tausend Mann ätolische Hilfstruppen mitbrachten. Die Schlacht wurde in der Stadt Gortyn um den Besitz der Akropolis geschlagen und endete mit der Vertreibung der Jungen. In dieser Schlacht gab es viele Verwundete, und als natürliche Folge der fehlenden Asepsis viele schwere Krankheiten. Aus diesen rettete der fremde, kaische Arzt Hermias „durch seine aufopfernde Pflege,“ wie es Zeile 12 der Inschrift heißt, viele Gortynier, Knosier und Atoles und zeigte sich auch sonst jedermann hilfsbereit. Als es nachher um den Besitz von Phaistos, wo die Italiener in letzter Zeit so hervorragende Reste aus der mykenischen Zeit ans Licht gefördert haben und noch Ausgrabungen machen, wiederum zum Kampfe kam, stellte Hermias mit demselben Eifer und Erfolg seine menschenfreundlichen Dienste als Militärarzt zur Verfügung. — Von solchen Dingen erzählt die kaische Inschrift und zeigt zugleich, daß sich die militärärztliche Tätigkeit vor mehr als zweitausend Jahren keineswegs auf die unmittelbare Chirurgie beschränkte.

